


Millionen Jahre lang sind unsere Vorfahren zu Fuß gegangen. Dann, vor hundert Jahren, begann unsere irrwitzige Beschleunigung. Sind wir für solche Geschwindigkeiten überhaupt geschaffen?

# tempo, tempo, tempo!

VON JENS LUBBADEH

 Niedersachsen vor 300.000 Jahren: Eine Herde Wildpferde nähert sich einem See. Die Tiere sind durstig von einem langen Marsch. Die Gruppe Urmenschen, die sich hinter ein paar Büschen in der Nähe versteckt hat, bemerken sie nicht. Ahnungslos beginnen die Pferde zu trinken. Eine rasche Bewegung, ein Speer fliegt durch die Luft und bohrt sich in die Lende eines Tiers. Die Herde stürmt in Panik auseinander. Schreiend rennen die Urmenschen

aus dem Gebüsch und schleudern weitere Speere auf das getroffene Tier, das die Flucht antritt. Sie verfolgen es so lange, bis es schließlich blutend zusammenbricht. So ähnlich muss sich die Szene an der Stelle, wo heute der kleine Ort Schöningen liegt, damals abgespielt haben. Mitte der 90er-Jahre haben Wissenschaftler hier acht hölzerne Wurfspere ausgegraben – neben tausenden Tierknochen. Die prähistorischen Waffen beweisen, dass unser

früher Vorfahr, der Homo erectus, schon Großwildjagd betrieben hat. Und dass er mit dem Speer einen großen Makel ausgleichen konnte: seine Langsamkeit.

Denn wir Menschen sind lahme Enten. Im Sprint erreichen wir ein Tempo von rund 30 Kilometern pro Stunde, dann ist Schluss. Und selbst diese Geschwindigkeit halten wir nicht lange durch. Der schnellste Mann der Welt, der jamaikanische Sprinter Usain Bolt, schafft 45 Stundenkilometer. Doch müsste er gegen einen Geparden antreten, hätte Bolt nicht den Hauch einer Chance. Das schnellste Landtier der Erde flitzt mit 100 Kilometern pro Stunde.

Wir könnten schneller sein – wenn wir Vierbeiner wären. „Als unsere Vorfahren vor etwa sieben Millionen Jahren zu Zweibeinern wurden, verloren sie die Fähigkeit zu galoppieren“, sagt Daniel Lieberman, der an der Harvard University die menschliche Evolution erforscht. „Im Vergleich zu anderen Tieren wurden die Menschen langsam“. Und sie blieben es für lange, lange Zeit.

Erst vor 7000 Jahren vollzog der Mensch seinen ersten Geschwindigkeitsprung, als er das Pferd bestieg. 50 Stundenkilometer schaffte er nun, allerdings auch nicht dauerhaft. Erst tausende Jahre später begann die dramatische Beschleunigung: Bummelte 1769 der erste Dampfwagen – das erste Automobil! – noch mit Schrittgeschwindigkeit durch die Straßen von Paris, knackten 1835 englische Dampflokomotiven bereits die 100-Stundenkilometer-Marke. Der Mensch war nun schneller als ein Gepard. 70 Jahre später dann erreichte erstmals ein Auto diese Geschwindigkeit, übrigens angetrieben von einem Elektromotor. Danach wurden immer neue Re-

korde aufgestellt. Ob zu Lande, zu Wasser, in der Luft oder im Weltall – der Mensch begann zu rasen.


Heute fliegen wir mit 1000 Stundenkilometern in den Urlaub, rauschen in Zügen mit bis zu 300 km/h von Stadt zu Stadt, brausen auf den zu internationaler Berühmtheit gelangten deutschen Autobahnen ohne Tempolimit mit mehr als 200 Sachen. Die höchste Geschwindigkeit, auf die je ein Mensch beschleunigt wurde, waren 39.897 Stundenkilometer. So schnell waren die Astronauten an Bord der „Apollo 10“ im Jahr 1969. Die Mission war die Generalprobe für die Mondlandung wenige Monate später.

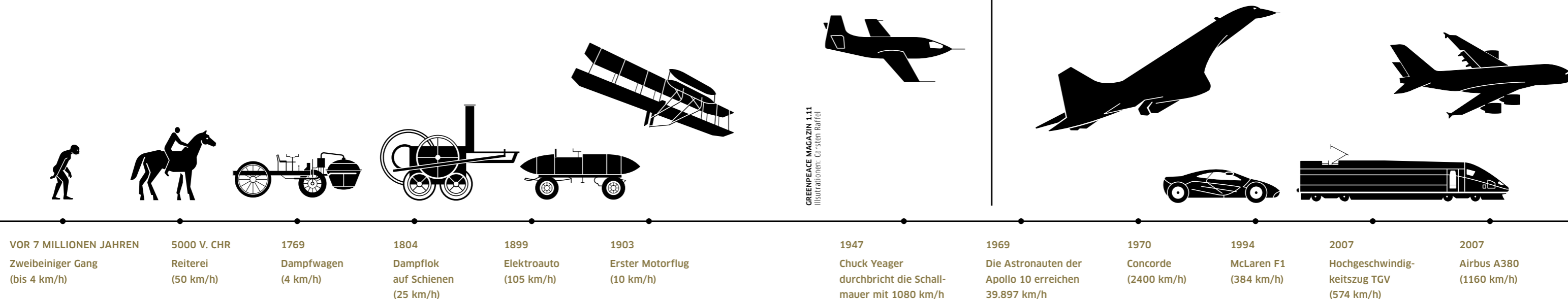
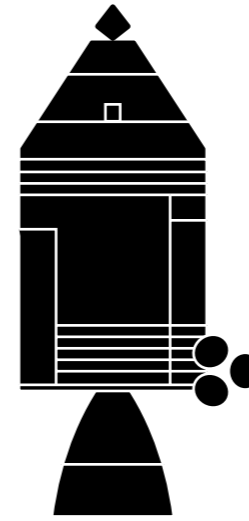
Wie kommt unser Fußgänger-Gehirn mit solch hohen Geschwindigkeiten überhaupt klar? Und warum sind sie so ein Reiz für uns, dass wir immer wieder den sprichwörtlichen „Rausch der Geschwindigkeit“ suchen?

Das flinke Gehirn haben wir von unseren frühesten Vorfahren geerbt: „Unser visuelles System ist typisch für Primaten. Wir teilen es mit den kleinen Affen, von denen wir abstammen“, sagt der Hirnforscher Gerhard Roth. Die Fähigkeit, extrem schnell Informationen aufnehmen und verarbeiten zu können, „wurde wahrscheinlich von den Menschenaffen und Menschen, die sich eher behäbig bewegen, einfach beibehalten“. Daniel Lieberman teilt diese Auffassung: „Wenn Affen von Baum zu Baum springen, können sie ganz schön schnell werden.“ Dann sei rasches Reagieren lebenswichtig. „Möglicherweise haben unsere Gehirne beim Übergang zur Zweibeinigkeit die Fähigkeit, mit hohen Geschwindigkeiten umzugehen, nicht

verloren.“ Aus gutem Grund: „Wenn ich jagen und erfolgreich sein will, muss ich schnell Informationen verarbeiten können – umso mehr, wenn ich langsamer als die Beute bin“, sagt Philipp Gunz vom Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig. Das flinke Gehirn glich die Defizite unseres langsamen Körpers aus und sicherte unser Überleben.

Unser Gehirn ist auf Schnelligkeit gepolt. Was in der Steinzeit ein Überlebensvorteil war, führt heute zu Stress. Der Journalist Stefan Klein schreibt in seinem Buch „Zeit: Der Stoff, aus dem das Leben ist“: „Die genetische Programmierung unseres Gehirns entstand in einer Zeit, in der neue Reize rar waren und, wenn sie doch auftraten, eine möglicherweise lebenswichtige Bedeutung hatten. Was sich in unserer Umgebung verändert, weckt die Aufmerksamkeit, ob wir es wollen oder nicht. Automatisch wird der Blick dorthin gezogen.“ Parallel zu unserer Fortbewegungsgeschwindigkeit hat sich auch die Informationsübertragung im 20. Jahrhundert rasant beschleunigt. Das führt dazu, dass unser Primatenhirn sich permanent von den allgegenwärtigen Reizen ablenken lässt. Deswegen ziehen flackernde Bildschirme automatisch Blicke an, kontrollieren wir ständig unsere E-Mails, lesen sofort jede eingehende SMS-Nachricht, surfen im Internet auf Nachrichtenseiten – immer auf der Suche nach Information, nach Neuem, nach Reizen.

Wenn wir nach Schnelligkeit streben, dann geschieht das auch aufgrund dieses genetisch programmierten Informationshungers. Denn: „Hohe Geschwindigkeiten führen zu hoher sensorischer Stimulation“, 



GREENPEACE MAGAZIN 1.11  
Illustrationen: Carsten Raffel

sagt Gerhard Roth. Wenn man sich schnell fortbewegt, erhöhe sich die Informationsrate, die die Augen und die anderen Sinnesorgane aufnehmen. Das scheint das Gehirn zu stimulieren. „Seien es rasche Bildfolgen, wildes Tanzen oder schnelle rhythmische Musik: Hohe Geschwindigkeiten führen ganz allgemein und ziemlich automatisch zu rauschartigen Zuständen“, sagt Roth. „Daher suchen die meisten von uns nach solch zeitweiliger Überstimulation, und manche suchen ständig danach.“

Die Beschleunigung stimuliert auch unseren Körper. Drücken wir aufs Gaspedal, wird das Sympathikus-System aktiviert, ein Geflecht aus stammesgeschichtlich sehr alten Hirnbereichen und Rückenmarks-Nervenzellen, die mit allen inneren Organen verbunden sind. Der Sympathikus ist ein Alarmsystem des Körpers, das ihn in bedrohlichen Situationen in Bereitschaft versetzt, um schnell reagieren zu können – entweder mit Angriff oder mit Flucht. Adrenalin wird ausgeschüttet, Muskeln stärker durchblutet, Puls und Blutdruck steigen. Wir sind hellwach, konzentriert, zugleich fühlen wir uns lebendig. Es kribbelt – das ist der sprichwörtliche Nervenkitzel, der Kick, den viele Risikosportarten und schnelles Beschleunigen hervorrufen.

Doch der Kick ist nur von kurzer Dauer. Bei lang anhaltendem schnellen Fahren passiert in unseren Gehirnen noch etwas anderes: Wir geraten in einen „Flow“. Der ungarische Psychologe Mihály Csíkszentmihályi hatte diesen Zustand des völligen Aufgehens in einer Tätigkeit Mitte der 70er-Jahre bei Risikosportlern beschrieben. Er ruft Glücksgefühle hervor, man wähnt sich in totaler Kontrolle. „Die Aktivität von

Gehirnarealen, die mit bewusstem Nachdenken befasst sind, wird gedrosselt, das Fahren läuft automatisiert ab“, sagt Henrik Walter, Hirnforscher an der Charité in Berlin. „Man grübelt nicht mehr, schaltet ab – das empfinden die Leute als beruhigend und angenehm.“

Man vergisst seine Sorgen und hat kein Zeitempfinden mehr. Das Flow-Gefühl entsteht bei schnellen, komplexen Handlungen, die volle Konzentration erfordern und einen weder unter- noch überfordern – beispielsweise beim Skifahren, Musizieren, Tanzen, Segeln, Computerspielen, aber auch beim Auto- oder Motorradfahren. Langsam zu fahren ist langweilig, zu schnelles Fahren erzeugt Angst und Stress. Aber ab einer bestimmten Geschwindigkeit ist man genügend gefordert, damit sich ein Flow einstellt. Der Formel-1-Fahrer Ayrton Senna hat das nach einem Rennen einmal eindrucksvoll beschrieben: „Plötzlich bemerkte ich, dass ich den Wagen nicht mehr bewusst fuhr. Ich fuhr wie aus einem Instinkt heraus, war in einer anderen Dimension. Es war, als wäre ich in einem Tunnel. Die ganze Rennstrecke war ein Tunnel und ich fuhr und fuhr und fuhr.“

Natürlich gibt es andere Möglichkeiten, um sich in diesen Zustand zu versetzen – durch körperliche Betätigung beispielsweise. Doch das ist mühselig und erfordert Training. „Schnelles Autofahren ist eine der wenigen Herausforderungen, die überall angeboten werden“, sagt Bernhard Schlag, Verkehrspsychologe an der TU Dresden. Es ermöglicht vielen Leuten das Flow-Erlebnis schnell, einfach und günstig – und oft, denn es ist „ein lustvoller Zustand, der immer wieder aufgesucht wird. Man gewöhnt

sich daran“, so Schlag. Csíkszentmihályi selbst sprach von „positiver Sucht“. Noch ist wenig untersucht, ob der Flow tatsächlich abhängig macht und Entzugserscheinungen hervorrufft. Manches deutet darauf hin. Psychologen vermuten beispielsweise das Streben nach dem Flow als Grund für exzessives Computerspielen.

Bei der Lust auf schnelles Fahren gibt es Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Vor allem junge Männer gelten als „risk seeker“, die stärkere Anregung und damit höhere Geschwindigkeiten suchen. In den Unfallstatistiken nehmen sie regelmäßig die oberen Plätze ein. Schnellfahrern wird es in Deutschland ohnehin leicht gemacht. „Hohe Geschwindigkeiten kann ich nur fahren, wenn die Handlungen nicht zu kompliziert werden“, sagt Schlag. Breite Autobahnen mit langen geraden Abschnitten bieten ideale Bedingungen fürs Rasen und den Flow. Dazu kommt, dass Fahrer in modernen Autos die hohen Geschwindigkeiten kaum noch bemerken. Da flattert und dröhnt nichts mehr, was sie veranlassen würde, vom Gas zu gehen.

Doch selbst wenn unser Primatenhirn in der Lage ist, Autobahn-Geschwindigkeiten zu verarbeiten – es kann es nicht auf Dauer. „Langes Fahren ermüdet, für diese Dauerbelastung ist das Gehirn nicht gebaut“, sagt Henrik Walter. Auch hier wieder ist der Flow gefährlich: Beim völligen Aufgehen in der Handlung hat man kein Zeitempfinden mehr, ist sich nicht bewusst, wie lange man schon hinterm Steuer sitzt, ignoriert die Signale des Körpers und hat das trügerische Gefühl totaler Kontrolle. Das führt zur Selbstüberschätzung, noch schnellerem Fahren und Unfällen. „Die meisten Autofahrer fühlen sich dem Durchschnitt überlegen“, meint Schlag. „80 Prozent geben in Umfragen an, dass sie besser sind als die anderen Fahrer.“ Tempolimits sind die einzige Maßnahme, um unsere Sucht nach Geschwindigkeit zu kontrollieren.

Aber warum nicht „slow“ in den Flow kommen? Beim Schachspielen oder Yoga (siehe Seite 70), so sagen Forscher, kann man das begehrte Glücksgefühl genauso gut erlangen. Völlig risikolos. ◀

#### ZUM WEITERLESEN:

Mihály Csíkszentmihályi: Flow: Das Geheimnis des Glücks. Klett-Cotta, 425 Seiten, 24,90 Euro

